

## Die Schweizer Geschichtswissenschaft braucht neue Institutionen

«Zeiten des Umbruchs» – mit diesem Thema beschäftigten sich über 500 Historiker an den «Geschichtstagen» in Bern.

Von **Hans-Ulrich Jost\*, Bern**

Es erstaunt keineswegs, dass sich die Geschichtswissenschaft zu Beginn dieses unruhigen und leicht chaotischen 21. Jahrhunderts, das eigentlich schon in den 1980er-Jahren mit dem neoliberalen Dreh und der Globalisierung begonnen hatte, mit historischen Umbrüchen befasst. Denn Historiker wählen beinahe immer, ob bewusst oder unbewusst, ihren Ausgangspunkt in der Aktualität und führen den Zeitgenossen mit dem Blick auf die Vergangenheit auch meist wieder zu den Problemen der Gegenwart zurück.

### Wie viel Geschichte brauchen wir?

Das Thema Umbruch setzte am ersten Tag Professor Wolfgang Reinhard vom Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Erfurt, in eine welthistorische Perspektive. Er sprach über den Aufstieg und Niedergang des modernen Staates, wobei er sehr dezidiert feststellte, dass mit den in den 1970er-Jahren einsetzenden Zersetzungserscheinungen der moderne Staat möglicherweise ins Endstadium seiner Entwicklung eingetreten ist. Er könne seine Kernaufgaben, insbesondere die Finanzbeschaffung und die Sozialpolitik, nicht mehr erfüllen, seine Souveränität zerfalle, die Loyalität seiner Bürger nehme ab, und er sei existenziell vom neuen, sich in einer globalisierten Welt rasch ausbreitenden sozialdarwinistischen Raubkapitalismus bedroht.

Eine andere Thematik wurde in einer Podiumsdiskussion zum Thema «Wie viel Geschichte braucht die moderne Wissensgesellschaft?» aufgegriffen. Der Philosoph Hermann Lübbe behauptete, noch nie sei eine Gesellschaft so vergangenheitsbezogen gewesen wie die heutige. In seiner Argumentation verwechselte er allerdings das Interesse der Publikums für Museen, Denkmäler und teure Antiquitäten mit einem kritischen, auf wissenschaftliche Forschung abgestützten Geschichtsbewusstsein. Demgegenüber stellte Valentin Groebner, Professor für die Geschichte des Mittelalters, die These auf, in der Wis-

sensgesellschaft seien Historiker die Spezialisten für schlechte Laune, da ihre Aufgabe – das kritische Überprüfen der in den kollektiven Erinnerungen wuchernden Mythen – eher als störend empfunden werde. Die anschliessende Diskussion brachte dann aber mehr Verwirrung als Klärung, und auf die vorgegebene Fragestellung wurde kaum eingegangen.

Diese «Zeiten des Umbruchs» können auch als Aufbruch der schweizerischen Geschichtswissenschaft verstanden werden, die mit dieser erstmals gewählten Form von Geschichtstagen neue, wenn auch im Ausland bereits erprobte Wege zu gehen versuchte. Für schweizerische Verhältnisse war es eine Mammutveranstaltung: In über 40 Panels traten Hunderte von Historikern mit Kurzreferaten auf.

Dass ein solch umfangreiches Programm thematisch auseinander zu brechen droht, ist wohl unvermeidlich. Dass Tagungsthema selber kam denn auch sehr unterschiedlich zur Sprache. So wurden historische Umbrüche beispielsweise in Naturkatastrophen, demografischen Zyklen oder der Krise der Männlichkeit gesucht. In der Regel beschränkten sich die einzelnen Panels jedoch darauf, bestimmte Bereiche – beispielsweise Technik, Sozialpolitik, Freizeitverhalten oder Frauenbewegungen – auf Umbruchsymptome hin zu befragen. Oder man suchte nach Schlüsselereignissen. Dabei traten einmal mehr der Zweite Weltkrieg, die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts oder die von den USA dominierte Ära nach 1989 in den Vordergrund. Dies sind zwar alles interessante Ansätze, aber sie führten kaum zu einem kohärenten, allgemein verbindlichen Orientierungsmuster. Die Tagung gab hingegen den in- und ausländischen Historikern Gelegenheit, ihre Forschungen auf dem Hintergrund einer gemeinsamen Problematik vorzustellen.

### Eine vernachlässigte Disziplin

Wie das Thema der Podiumsdiskussion zeigte, hat die Historiografie in der Schweiz heute noch andere als nur wissenschaftliche Sorgen. Die Gefahr besteht, dass angesichts der radikalen Universitätsreformen und der Vorherrschaft der technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen der Geschichtswissenschaft langsam der Boden entzogen wird. Ob die mit grossen Schwierigkeiten kämpfende



Forschung in der Lage sein wird, sich in Zukunft nicht nur in der Schweiz, sondern auch auf internationaler Ebene zu behaupten, ist fraglich. Seit Jahrzehnten wird die Geschichte bei der Verteilung der Mittel systematisch benachteiligt. Dies hat dazu geführt, dass bei uns kaum mehr langfristige, auch das Ausland ansprechende Forschungsprojekte durchgeführt werden. Hier zu Lande fehlen Institutionen, in denen die besten Kräfte des Landes gemeinsam die Forschung vorantreiben könnten; es fehlt ein nationales Institut für Geschichte und Sozialwissenschaften. Solche Ideen scheinen aber in der Wissenschaftspolitik kein Gehör zu finden, denn im Rahmen der aktuellen Universitätsplanung hiess es etwa, Geistes- und Sozialwissenschaften sollten sich mit ihren Plätzen in den kantonalen Universitäten, also der zweiten Liga, zufrieden geben.

Die Geschichtstage haben nun aber gezeigt, dass in der Schweiz ein reiches Potenzial wissenschaftlicher Forschung besteht, mit dem durchaus eine international konkurrenzfähige Historiografie aufgebaut werden könnte. Dazu fehlen aber, wie in den Geisteswissenschaften überhaupt, gesamtschweizerische Institutionen, in denen sich die im helvetischen Wissensföderalismus verstreuten Kräfte sammeln und aufbauen könnten. Um eine so genannte Hochschule Schweiz auch im Bereiche der Geisteswissenschaften glaubhaft zu machen, ist die Schaffung gesamtschweizerischer Forschungsinstitute, mit einem der Eidgenössischen Technischen Hochschule vergleichbaren Status, unabdingbar. Ob in dieser Frage, angesichts der aktuellen, auf rein utilitaristische Ziele eingeschworenen eidgenössischen Wissenschaftspolitik, ein «Umbruch» stattfinden wird, ist allerdings mehr als fraglich.

*\* Der Autor ist emeritierter Professor für Geschichte in Lausanne.*